

Konkurrierendes Wissen

Die Begriffe „männlich“ und „weiblich“ gehören – wie Sigmund Freud in einer melancholischen Fußnote feststellte – „in der Wissenschaft zu den verworrensten“¹. In den meisten Alltagssituationen sind die Begriffe „männlich“ und „weiblich“ ziemlich klar. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern dient uns als Grundlage für einen großen Teil unserer Kommunikation und unseres Handelns. Aber dieselben Begriffe beginnen zu wabern wie der Nebel über der Donau, wenn wir beginnen, sie logisch zu hinterfragen. Sie erweisen sich dann als schwer zu fassen und zu bestimmen.

Warum ist das so? Im Verlauf dieses Buches will ich aufzeigen, dass dafür der Charakter des Geschlechts an sich verantwortlich ist, seine Wandlungen im Verlauf der Geschichte und seine politische Bedeutung. Das alltägliche Leben ist keine politikfreie Zone, sondern eine Arena der Geschlechterpolitik.

Die Begriffe für das Geschlechtliche sind umstritten, weil es so widersprüchliche Erklärungsansätze und Theorien gibt, die alle Gültigkeit beanspruchen, im Alltag ebenso wie in der Wissenschaft.

Vor mir auf meinem Schreibtisch liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Sydneyer Lokalblatt „The Glebe“ mit der Überschrift:

1 Freud [1900] 1972.

Warum Frauen nach dem Weg fragen

Frauen halten öfter als Männer Leute auf der Straße an, um nach dem Weg zu fragen – einfach weil die Geschlechter unterschiedlich denken.

Der Artikel zitiert die Psychologin und Beraterin Mary Beth Longmore, die erklärt, dass Frauen und Männer beim Sprechen unterschiedliche Absichten verfolgen.

„Frauen verstehen auch nicht, dass das Verfügen über Informationen für Männer eine Form der Hierarchie darstellt – je besser informiert man ist, desto höher steht man [...] Deshalb würden Männer – so Miss Longmore – seltener Fremde nach dem Weg fragen, weil sie damit in gewissem Sinne eine Unterlegenheit offenbaren.“

Alle Leser, die die unterschiedlichen Sprachen von Männern und Frauen verstehen möchten, werden zu einem Workshop unter Leitung von Miss Longmore am folgenden Freitag eingeladen.²

Die Lokalpresse ist immer auf der Suche nach Neuem und Berichtenswertem. Aber dieser Artikel fiel mir besonders auf, weil er deutlich macht, welche verschiedenen Arten von Wissen es über Geschlecht gibt. Vor allem wird hier der gesunde Menschenverstand angesprochen: Männer und Frauen verhalten sich verschieden („Frauen halten öfter als Männer Leute auf der Straße an“), weil sie eben verschieden sind („weil die Geschlechter unterschiedlich denken“). Ohne diesen Bezug zu einer allgemein anerkannten Geschlechterpolarität wäre die Geschichte völlig uninteressant.

Aber der Artikel stellt den gesunden Menschenverstand auch in Frage. „Männer und Frauen verstehen oft nicht, worauf der andere in einem Gespräch eigentlich hinauswill... Frauen verstehen auch nicht...“ Diese Kritik ist wissenschaftlich fundiert, eine Psychologin präsentiert hier ihre „Ergebnisse“, und am Ende des Artikels findet sich eine Einschränkung, wie sie für die Wissenschaft typisch ist („ihre Ergebnisse trafen für die Mehrheit zu, aber nicht für alle Männer und Frauen“). Die Wissenschaft kritisiert somit die landläufige Auffassung über die Geschlechtsunterschiede. Verhaltensänderungen erscheinen nötig und können in einem Workshop erarbeitet werden. Was für eine Art von Wissenschaft das ist, geht aus dem Artikel nicht hervor, aber wahrscheinlich stammen Miss Longmores Behauptungen aus ihrer Beratungspraxis.

In diesem kurzen Artikel tauchen zwei verschiedene Arten von Wissen über Männlichkeit und Weiblichkeit auf: Gesunder Menschenverstand und wissenschaftliche Psychologie, die sich teilweise gegenseitig verstärken, teilweise wider-

2 „The Glebe and Western Weekly“ (Sydney) 7. Juli 1993.

sprechen. Außerdem bekommen wir einen Eindruck von zwei Bereichen, in denen psychologisches Wissen entsteht und angewandt wird: Einzelberatung und Workshops.

Auf indirekte Weise führt uns der Artikel auch zu anderen Formen des Wissens über Männlichkeit und Weiblichkeit. Solche Workshops entstammen einem therapeutischen Milieu, das auch die „Männerbewegung“ hervorgebracht hat. Diese Männerbewegung beruft sich auf ein Wissen, das über Wissenschaft und gesunden Menschenverstand hinausgeht, eine intuitiv erfahrbare „Tiefenstruktur von Männlichkeit“.³

Wenn sich Psychologen und Journalisten genötigt sehen, Geschlechtsunterschiede zu erklären, berufen sie sich letztlich vor allem auf die Biologie; auf Untersuchungen der körperlichen Geschlechtsunterschiede, Unterschiede bezüglich Verhalten, Gehirnstrukturen, Hormonen und genetischer Informationen. Das alles taucht massenhaft in den Medien auf.

Wenn dieses australische Lokalblatt recherchiert hätte und die Verfasserin des Artikels sich zur nur jenseits der Parramatta Road gelegenen Universität von Sydney begeben hätte, wäre ihr klar geworden, dass dieser Standpunkt zwar in der Biologie anerkannt, aber in den Human- und Sozialwissenschaften sehr umstritten ist; nämlich dort, wo Akademiker und Akademikerinnen über „Geschlechtsrollen“ und das „Geschlechterverhältnis“ sprechen, und Männlichkeit und Weiblichkeit für „sozial konstruiert“ oder für „in Diskursen konstituiert“ halten.

Wenn umgekehrt Biologen und Biologinnen, ebenso wie Sozialwissenschaftler, die Universität verlassen und die Parramatta Road entlangfahren, kommen sie an einer rußgeschwärzten Kirche vorbei. Der Vikar von St. Barnabas verkündet der Welt an einer ortsbekannten Anschlagtafel, dass die Geschlechterordnung von Gott bestimmt sei, und dass es gefährlich sei, Gott ins Handwerk zu pfuschen. Die göttliche Anschlagtafel wird ihrerseits kommentiert von Schildern, die der Wirt des gegenüberliegenden Hotels aufstellt. Dieser Wirt antwortet auf die biblischen Botschaften mit dem eher weltlichen Hedonismus der Arbeiterklasse.⁴

Ich könnte noch mehr Beispiele dieser Art anführen. Aber man sieht schon, dass unser Alltagswissen über Geschlecht widerstreitenden Standpunkten ausgesetzt ist, die alle wissen, erklären, urteilen.

Diese Formen von Wissen stehen – wie der Zeitungsartikel gezeigt hat – in Verbindung mit einer bestimmten sozialen Praxis. Das trifft generell auf Wissen zu, auch wenn intellektuelle Debatten oft so geführt werden, als wären

3 Eine nützliche Sammlung solcher Behauptungen findet sich bei K. Thompson 1991.

4 Eine etwas arg mythologisierte Version dieser zu lokaler Berühmtheit gelangten Wortwechsel hat nun der Wirt herausgegeben: Elliott 1992.

die Ideen direkt vom Himmel gefallen. Die Wissenssoziologie zeigte schon vor zwei Generationen, inwieweit die vorherrschenden Weltanschauungen von den Interessen und Erfahrungen der bestimmenden gesellschaftlichen Gruppen geprägt werden. Die Wissenschaftssoziologie hat faszinierende Einblicke in das Laborleben von Wissenschaftlern und deren Prestige-Hierarchien geliefert und zudem gezeigt, wie soziale Verhältnisse die Ergebnisse der Naturwissenschaften beeinflussen. Diesen Punkt hat auch Michel Foucault in seinen berühmten Untersuchungen über „Wissen und Macht“ herausgearbeitet: die subtile Verflechtung von neuen Wissenschaften (wie Medizin, Kriminologie und Sexualwissenschaft) mit neuen Institutionen und Formen sozialer Kontrolle (Kliniken, Gefängnisse, Fabriken, Psychotherapie).⁵

Konkurrierende Wissensformen verweisen auch auf unterschiedliche Geschlechterpraktiken. Um Alltagserklärungen und wissenschaftliche Theorien über Männlichkeit zu verstehen, müssen wir die abstrakte Ebene der reinen Ideen verlassen und ihre praktischen Grundlagen näher betrachten.

Das Alltagsverständnis von Geschlecht ist beispielsweise überhaupt nicht festgelegt. Es wird eher als Begründung wechselnder Praktiken benutzt, durch welches das Geschlecht im Alltag erst „gemacht“ oder „konstruiert“ wird – Praktiken, die Ethnologen in beeindruckenden Untersuchungen beschrieben haben.⁶ Das Wissen über Geschlecht, wie wir es bei Sigmund Freud oder auch Mary Beth Longmore finden, hat viel mit deren beruflicher Praxis als Psychotherapeuten zu tun. Was uns hingegen der Konstruktivismus über Geschlecht mitteilt, hat zwei Ursprünge: Widerstandsbewegungen wie die der Frauen und Schwulen und die Methoden der sozialwissenschaftlichen Forschung.

Wenn ich also die verschiedenen Ansätze von Männlichkeitstheorien diskutiere, muss ich auch nach den verschiedenen Praxen fragen, die dieses Wissen erst hervorbringen, und inwieweit die Praxen das resultierende Wissen formen und beschränken.

Verschiedene Wissensformen haben nicht den gleichen Stellenwert. In den meisten Kontexten besitzen wissenschaftliche Thesen zweifelsfrei die größere Autorität. In dem zitierten Zeitungsartikel genügte ein Hauch von Wissenschaftlichkeit, um unser Alltagsverständnis in Frage zu stellen, und nicht umgekehrt. Die Wissenschaft dominiert im Erziehungssystem und in den Medien eindeutig.

5 Mannheim 1985 gilt als der Klassiker in der Wissenssoziologie. Eine Feldstudie bei Wissenschaftlern findet man bei Charlesworth et al. 1989. Foucault 1995 bietet eine ausgezeichnete geschichtliche Untersuchung des praktischen Kontexts des Wissens.

6 Kessler und McKenna 1978; West und Zimmermann 1987.

Diese Vorherrschaft hat die Entwicklung von Männlichkeitsvorstellungen im 20. Jahrhundert geprägt. Alle bestimmenden Diskurse geben sich mehr oder weniger wissenschaftlich oder benutzen wissenschaftliche „Ergebnisse“, wie grotesk das im Einzelnen auch sein mag. Sogar Robert Bly benutzt im „Eisenhans“ eine wissenschaftliche Sprache für seine berückende These, dass ein Drittel unseres Gehirns ein „Kriegerhirn“ ist und dass in unserer DNS Kriegerinstinkte stecken.

Aber dieser Verweis auf die Wissenschaft führt uns in eine Zirkularität. Denn die Naturwissenschaft unterliegt – wie überzeugend nachgewiesen worden ist – selbst auch der Geschlechterstruktur. Westliche Wissenschaft und Technologie sind männlich geprägt. Das hat nicht nur damit zu tun, dass die Mehrzahl der in Wissenschaft und Technik Arbeitenden Männer sind. Die leitenden Metaphern der Forschung, die Unpersönlichkeit des wissenschaftlichen Diskurses, die Macht- und Kommunikationsstrukturen, die Reproduktion der wissenschaftlichen Kultur haben allesamt mit der gesellschaftlich überlegenen Position des Mannes in einer geschlechtsstrukturierten Welt zu tun. Die Dominanz der Wissenschaft in den Diskussionen über Männlichkeit spiegelt den Stellenwert von Männlichkeit (bzw. spezifischer Männlichkeiten) im Geschlechterverhältnis wider.⁷

Was können wir aber von einer Männlichkeitswissenschaft erwarten, die eben jene Machtstrukturen erforschen will, von denen sie selbst durchdrungen ist? Die Ergebnisse werden genauso verzerrt sein, als wenn Imperialisten die Rassen-thematik oder Kapitalisten den Kapitalismus erforschen würden. Und es gibt auch tatsächlich einen wissenschaftlichen Diskurs über Männlichkeit, der vor den herrschenden Interessen kapituliert hat, so wie wissenschaftlicher Rassismus oder die neokonservative Ökonomie.

Aber es finden sich durchaus auch andere Potentiale in der Wissenschaft. Die Naturwissenschaft entstand als Kritik: Von Kopernikus, der die Idee ablehnte, die Sonne würde sich um die Erde drehen, bis zu Darwin, der die christliche Schöpfungslehre der Arten in Frage stellte. Jede bedeutende wissenschaftliche Umwälzung entsprang einer berauschenden Mischung aus Kritik, Empirie und Phantasie. Wissenschaft ist schließlich mehr als die bloße Reflexion des Bestehenden. Denn der wissenschaftliche Forschungsalltag, wo es um das Über-

7 Die Krieger-DNS stammt aus Bly 1991, S. 212. Für die mittlerweile umfangreiche Literatur zu Geschlecht und Wissenschaft siehe Keller 1986, Harding 1991; speziell zu Männlichkeit siehe Easlea 1983.

prüfen von Hypothesen und die Generalisierung von Ergebnissen geht, führt permanent über das gerade Gegebene hinaus.⁸

Können wir einen Schritt weitergehen und dieses kritische Potential der Wissenschaft mit einer sozialkritischen Analyse von Männlichkeit verbinden? Oder den Drang nach Generalisierung auf soziale Interessen übertragen und somit zu sozialer Gerechtigkeit gelangen? Vorschläge dieser Art müssen den Angriffen postmoderner Skepsis hinsichtlich „großer Erzählungen“ und der ökonomisch-rationalen Skepsis gegenüber der Gerechtigkeitsidee standhalten.⁹ Auf die Kritik von Männlichkeit werde ich im letzten Teil des Buches zurückkommen. An dieser Stelle geht es mir darum, die politische Zweischneidigkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse festzuhalten. Eine Männlichkeitswissenschaft könnte emanzipatorisch sein, oder sie könnte sozial kontrollierend wirken. Oder sogar beides gleichzeitig.

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts gab es drei bedeutende Ansätze für eine Männlichkeitswissenschaft. Einer davon stützte sich auf klinisch-therapeutisches Wissen, wobei die entscheidenden Ideen aus der Psychoanalyse stammten. Ein zweiter Ansatz aus der Sozialpsychologie konzentrierte sich auf die äußerst populäre Theorie der „Geschlechtsrolle“. Der dritte Ansatz stützte sich auf neuere Entwicklungen in Anthropologie, Geschichte und Soziologie. Im Folgenden werde ich untersuchen, welche Art von Wissen über Männlichkeit in jedem dieser drei Ansätze entstanden ist. Dann wende ich mich Widerstandsbewegungen geschlechts- und sexualpolitischer Art zu und deren Männlichkeitsverständnissen. Die Ungereimtheiten zwischen den verschiedenen Ansätzen werfen die Frage auf, worauf sich Wissen über Männlichkeit eigentlich genau bezieht. Diese Frage versuche ich im letzten Abschnitt dieses Kapitels zu beantworten.

8 Der Zusammenhang von Evolutionstheorie und Gesellschaftskritik wird klar in der Darwin-Biographie von Desmond und Moore 1992. Zum grundsätzlich rekonstruktiven Charakter der Wissenschaft hat Lakatos 1974 einen klassischen Beitrag geliefert.

9 Große Erzählungen, siehe Lyotard 1984; ökonomischer Rationalismus, siehe Pusey 1991.

Klinisches Wissen

Der Ödipuskomplex

Sigmund Freuds Tiefenpsychologie unternahm um die Jahrhundertwende den ersten ernsthaften Versuch, Männlichkeit wissenschaftlich zu erklären. Die Entstehungsgeschichte der Psychoanalyse ist so verworren, ihr Einfluss auf die moderne Kultur so enorm, dass ihre Ursprünge leicht in Vergessenheit geraten. Ihr Gründer war sich immer im Klaren darüber, dass sich psychoanalytisches Wissen auf klinische Beobachtungen stützt und sich in der therapeutischen Praxis bewähren muss.

Die enge und dauerhafte Verbindung mit der Medizin hat in der Psychoanalyse jedoch Tendenzen zu sozialer Kontrolle und Normierung verstärkt. Von Anfang an gab es aber auch ein radikales Potential.¹⁰ Freuds frühe Arbeiten stammen aus einer Zeit des Aufbruchs in der europäischen Kultur: literarische Moderne, avantgardistische Malerei und Musik, radikale soziale Ideen, beherzte feministische und sozialistische Bewegungen und die erste Bewegung für die Rechte Homosexueller nahmen damals ihren Anfang. Freud war soweit empfänglich für diesen Aufbruchgeist, dass er so ziemlich alles in Frage stellte, was bis dahin in der europäischen Kultur als gesicherte Erkenntnis über Geschlechtlichkeit galt; umso mehr, als ihn die therapeutische Praxis von der herrschenden Wissenschaftsauffassung wegführte.

Seine Arbeiten wurde zum Ausgangspunkt modernen Denkens über Männlichkeit, auch wenn die meisten späteren Männlichkeitsforscher Freuds Ideen weder genau kannten, noch ihnen besondere Bedeutung beimaßen. Es war Freud, der die Katze aus dem Sack ließ. Er sprengte dieses scheinbar so natürliche Gebilde „Männlichkeit“ und machte eine Untersuchung seiner Konstruktionsprinzipien nicht nur möglich, sondern gewissermaßen auch notwendig.

Freud hat „Männlichkeit“ nirgendwo systematisch erörtert, aber sie blieb über dreißig Jahre ein beständiges Thema seiner Schriften. Seine Ideen entwickelten sich in drei Schritten.

Die Ausgangsthesen der Psychoanalyse bilden den ersten Schritt: Die Annahme eines Kontinuums zwischen normalem und neurotischem Erleben, das Konzept des Unbewussten und dessen Unterdrückung, und eine Methode, die es möglich machte, unbewusste mentale Prozesse aus Träumen, Witzen, Versprechern und Symptomen *herauszulesen*. Freud war klar, dass Sexualität und Geschlecht nicht naturgegeben sind, sondern in einem langen und konfliktreichen Prozess erst konstruiert werden.

10 Wie Marcuse 1990 und Mitchell 1984 argumentieren.

Den entscheidenden Moment dieser Entwicklung erkannte er nach und nach im Ödipuskomplex – diesem kindlichen Gefühlswirrwarr aus Verlangen nach dem einen Elternteil und Hassgefühlen für den anderen. Rivalität mit dem Vater und Kastrationsangst verstärken die ödipale Krise für Jungen, wie in den zwei berühmten Fallstudien „Der kleine Hans“ und „Rattenmann“ von 1909 dokumentiert wird. In diesen Studien gelang es Freud, ein gestaltendes Element von Männlichkeit herauszuarbeiten und die Dynamik prägender Beziehungen zu veranschaulichen.¹¹

In seinen theoretischen Schriften hatte er aber schon begonnen, ein komplexeres Bild zu entwerfen. Homosexualität sei kein bloßer Geschlechtswechsel, so argumentierte er: „ein großer Teil der männlich Invertierten [hat] den psychischen Charakter der Männlichkeit bewahrt.“ Der Tatsache der Inversion begegnete Freud mit der Hypothese, dass alle Menschen grundsätzlich bisexuell veranlagt seien, wobei männliche und weibliche Tendenzen nebeneinander bestünden. Männlichkeit wurde somit als eine komplexe und in gewisser Weise auch brüchige Konstruktion erkannt.

Der zweite Schritt der Freudschen Analyse von Männlichkeit bestand in der Weiterentwicklung dieses konstruktivistischen Geschlechteransatzes. Während des ersten Weltkriegs veröffentlichte er „Wolfsmann“, seine längste Fallgeschichte, wo er diesem Ansatz breiten Raum einräumte. Freud ging dabei noch tiefer in die Kindheit zurück und fand eine vorödipale, narzisstische Männlichkeit, welche die Kastrationsangst erst möglich macht. Freud verfolgte in dieser Fallstudie das Wechselspiel verschiedener Komponenten: jenem archaischen Gefühl, dem Verlangen des Jungen nach dem Vater, der Beziehung zu den Dienstboten, seiner Identifikation mit Frauen, und der Eifersucht auf seine Mutter. Die Widersprüche dienten Freud dazu, den Wandel des Wolfsmannes in der Jugend und im frühen Erwachsenenalter von einer oberflächlichen heterosexuellen Promiskuität hin zu einer neurotischen Apathie zu erklären.¹²

In dieser brilliantesten seiner Fallstudien demonstrierte Freud die Möglichkeiten der psychoanalytischen Methode, Gefühle Schicht um Schicht freizulegen und die sich wandelnden Zusammenhänge zwischen den Emotionen aufzuzeigen. Nichts könnte weiter entfernt sein von den eindimensionalen Formeln, die man gemeinhin als die Ergebnisse der Psychoanalyse ausgibt. Diese Studie ist eine Herausforderung für alle späteren Untersuchungen über Männlichkeit.

11 Freud [1900] 1972, 1973, 1979.

12 Freud 1969, [1905] 1991. Wer Lust bekommen hat, diese Fallgeschichte zu lesen, sollte sich folgendes erstaunliche Dokument nicht entgehen lassen, in dem der Wolfsmann seine Sicht der Dinge schildert: Pankejeff 1971.

Kein Ansatz genügt den Anforderungen, der sich nicht dieses Lehrstück über die inneren Spannungen der männlichen Persönlichkeit und ihre lebenslangen Veränderungen zu eigen gemacht hat.

1919 entwickelte Freud seine Theorie der Persönlichkeitsstruktur, insbesondere das Konzept des Über-Ichs, eine unbewusste Institution, die Ideale bewertet, zensiert und präsentiert. Damit war der dritte Schritt zur Analyse von Männlichkeit getan. Das Über-Ich entsteht als Folge des Ödipuskomplexes durch Verinnerlichung der elterlichen Verbote. Freud gelangte nach und nach zu der Ansicht, dass das Über-Ich in seiner Geschlechtsbezogenheit vor allem aus der Vaterbeziehung resultiere und bei Jungen stärker als bei Mädchen ausgeprägt sei. In „Das Unbehagen in der Kultur“ und anderen kulturtheoretischen Schriften sprach er dann auch zunehmend von der soziologischen Dimension des Über-Ich. Er sah in ihm das Mittel der Kultur, die Triebe des einzelnen – vor allem jene aggressiver Natur – zu kontrollieren.¹³

Diese Gedankengänge blieben zwar unvollendet und spekulativ, hatten aber grundlegende Folgewirkungen. Hier finden wir den Keim einer Theorie der patriarchalen Strukturen unserer Gesellschaft, von einer Generation an die nächste durch die Konstruktion von Männlichkeit weitergegeben. Die Fortentwicklung dieser Theorie würde die Gesellschaftsanalyse weiter führen, als Freud und seine orthodoxen Schüler es je vorhatten. Die radikale Psychoanalyse beschritt aber genau diesen Weg.

Insofern hat Freud mehr Türen geöffnet, als er tatsächlich durchschritten hat. Aber die Initialzündung für eine Analyse der Männlichkeit, die wir ihm verdanken, ist bemerkenswert genug. Er hat mit der Psychoanalyse eine geeignete Untersuchungsmethode zur Verfügung gestellt, mit dem dynamischen Unbewussten ein forschungsleitendes Konzept, einen ersten Entwurf der Männlichkeitsentwicklung, und zugleich die Warnung vor der notwendigen Komplexität und Begrenztheit dieses Ansatzes.

Inbesondere hob er hervor, dass Männlichkeit nie in Reinform existiert. Widersprüchliche emotionale Tendenzen bestehen nebeneinander. Die Persönlichkeit ist nicht transparent und einheitlich, sondern zeichnet sich durch eine nuancenreiche, vielschichtige Struktur aus. Obwohl sich Freuds Theorie mit der Zeit wandelte, blieb er von der Komplexität des Geschlechts und den weiblichen Anteilen in der Persönlichkeit eines jeden Mannes überzeugt. Diese kritische und herausfordernde These wurde später über Bord geworfen, als konservativere Psychoanalytiker die Theorie der Bisexualität fallen ließen.

13 Freud [1930] 1977. Laplanche und Pontalis 1973 fassen die Theorie des Über-Ich zusammen; die Anwendung auf Männlichkeit findet sich bei Silverman 1986.

Das Potential im Freudschen Werk für eine Wissenschaft von Männlichkeit wurde schon sehr früh offensichtlich. Noch vor dem ersten Weltkrieg baute Alfred Adler darauf auf, dessen Theorie vom männlichen Protest ich kurz diskutieren werde. In den 20er und 30er Jahren kam es unter orthodoxeren Psychoanalytikern zu einer heftigen Debatte über Weiblichkeit, die nebenbei auch eine Diskussion über Männlichkeit auslöste. Stein des Anstoßes waren vor allem die klinischen Belege für eine präödisipale Weiblichkeit bei Jungen, die durch Identifikation mit der Mutter entsteht und gleichzeitig von Eifersucht auf sie geprägt ist.

Diese These erhielt durch Karen Horney in einem Artikel mit dem eindeutigen Titel „Die Angst vor der Frau“ (1932) einen feministischeren Anstrich. Horney hielt die Angst vor der Mutter für tiefer verwurzelt und stärker verdrängt als die Angst vor dem kastrierenden Vater. Das symbolische Zentrum dieses psychischen Prozesses ist die Vagina. Ein Gefühl der Unzulänglichkeit führt die Jungen dazu, emotionale Energie von der Mutter abzuziehen und diese auf sich selbst und ihr Genital zu konzentrieren. Diese frühen Emotionen ermöglichen erst die Kastrationsangst und beeinflussen das spätere Verhalten von Männern: Tendenziell wählen sie sozial unterlegene Frauen als Liebesobjekte und untergraben bewusst das weibliche Selbstwertgefühl, um „das permanent gefährdete Selbstbewusstsein des ‚Durchschnittsmannes‘“ zu stützen.¹⁴

Horneys Artikel war der Höhepunkt der Männlichkeitskritik in der klassischen Psychoanalyse. Zwei wichtige Aspekte standen im Vordergrund: In welchem Ausmaß die Männlichkeit Erwachsener eine Überreaktion auf Weiblichkeit darstellt; und der Zusammenhang zwischen der Männlichkeitsentwicklung und der Unterdrückung von Frauen. Für die herrschende Lehrmeinung in der Psychoanalyse war die Thematik damit allerdings schon zur Genüge behandelt.

Zwischen 1930 und 1960 entwickelte die Psychoanalyse bei den meisten Themen sehr konservative Anschauungen. Die Geschlechtertheorie machte da keine Ausnahme. Als Psychoanalytiker wie Theodor Reik mit Büchern über Geschlechterfragen in den 50er Jahren bekannt wurden, spielte der widersprüchliche Charakter von Geschlecht oder der Widerstreit zwischen der gesellschaftlichen Ordnung und den Trieben keine Rolle mehr. Vielmehr betonten sie den Zusammenhang zwischen psychischer Gesundheit und den traditionellen Geschlechterrollen, wobei es ihnen vor allem um Heterosexualität und um die Ehe ging. Die Entwicklung von Heterosexualität – von Freud noch als vielschichtige und brüchige Konstruktion betrachtet – wurde zunehmend als unproblematischer und natürlicher Entwicklungsgang dargestellt. Alles andere –

14 Die Weiblichkeits-Debatte wird bei Chodorow 1985 und Garrison 1981 behandelt. Die Originalschriften sind Klein 1985 (1928), Boehm 1930, Horney 1932.

Der gemachte Mann

Konstruktion und Krise von Männlichkeiten

Connell, R.

2015, XXVIII, 375 S., Softcover

ISBN: 978-3-531-19972-6